

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.** Von H. Ebbinghaus und A. König. Hamburg und Leipzig, L. Voss. 1895.

8. Bd., 3. u. 4. Heft. A. Hüfner, **Psychische Arbeit.** S. 161. „Gehen psychische und physiologische Arbeit dermaßen parallel, dass überall, wo letztere geleistet wird, auch erstere als geleistet wahrgenommen werden kann, und umgekehrt?“ Es liegt nahe, „namentlich unter den Voraussetzungen der monistischen Hypothese, jede Form positiver, psychischer Arbeit geradezu als „die andere Seite“ eines als solchen nicht in's Bewusstsein fallenden physiologischen Arbeitsvorganges aufzufassen. Das Postulat einer ausnahmslosen physiologischen Repräsentanz jedweder Art psychischen Geschehens soll in dieser Allgemeinheit hier unerörtert bleiben.“ „Welcher von den Begriffen psychische und physische Arbeit ist der primäre?“ Das logische Verhältniss ist auch hier wieder einmal das dem historischen entgegengesetzte. „Dem Inhalt der Vorstellungen physischer und psychischer Arbeit nach ist der zuletzt genannte Begriff derjenige, durch welchen auch der erstere überhaupt erst voll verständlich wird. — W. Levy, **Experimentelle Untersuchungen über das Gedächtniss.** S. 231. Paneth war auf Grund seiner 1500 Experimente in betreff des Einflusses der Zeit auf das Gedächtniss zu dem Ergebnisse gelangt, dass „die Schärfe des Gedächtnissbildes für ein Zeitintervall im Laufe von fünf Minuten nur um so wenig abnimmt, dass die Abnahme mit den angewandten Methoden nicht sicher erkannt werden kann. Dagegen fand Wolfe in seinen Untersuchungen über das Tongedächtniss¹⁾, dass die Sicherheit des Wiedererkennens gehörter einfacher Töne bei zwei Secunden am grössten ist, von da, wenn auch nicht stetig, so mit scheinbar periodischen Schwankungen mit der Länge der verfloßenen Zeit abnimmt. Was Wolfe auf dem Gebiete der Akustik

1) Wundt's ‚Philos. Stud.‘ Bd. III.

statuirt hatte, wurde für die Lichtempfindung von A. Lehmann erwiesen. Der Vf. nimmt nun die Experimente in betreff von gesehene Distanzen und Hautlocalisationen wieder auf. Auch er fand, dass mit wachsendem Intervalle die Grösse des variablen Fehlers zunimmt, die Treue des Gedächtnisses also für die Reproduction einer gesehene Raumstrecke mit der Grösse der zwischen Empfindung und Reproduction verflossenen Zeit abnimmt. Eine auffallende Uebereinstimmung bekunden die zwei Versuchspersonen in ihrer grösseren Sicherheit bei 2" gegenüber 1" Secunde. — In bezug auf Localisation von Hautempfindungen hatte Th. Ziehen bei Irren gefunden, dass wenn sie 15" und darüber nach einem Nadelstich den Ort genau angeben sollten, sich erhebliche Fehler einstellten; ihr Localisationsgedächtniss schien also alterirt. Diese Versuche nahm Vf. an Gesunden und Irren wieder auf; dabei zeigte sich erstens „sehr bald, dass die Veränderungen des Sensibilitätsgedächtnisses bei den von mir verwendeten Geisteskrankheiten keineswegs so augenfällige Abweichungen von dem normalen Verhalten zeigen, dass wenige Controllversuche an geistig Gesunden genügt hätten, den Unterschied hervortreten zu lassen.“ Bei normalen Personen berührte er sodann mit einer gefärbten Nadelkuppe eine Stelle des Oberarms und liess nach einigen Minuten sie fragen, wo die Berührung stattgefunden: die Entfernung von der gefärbten Stelle war ein Maass für die Fehlerhaftigkeit des Localisationsgedächtnisses. Die zahlreichen Versuche ergaben nun, dass mit der Grösse der seit dem Stich verflossenen Zeit „die Grösse des mittleren Localisationsfehlers stetig zunimmt, und zwar beim Aufsteigen von 0" zu 20" zu 120" etwa im Verhältnisse von 10 : 14 : 22. Dass auch bei weitgehender Fractionirung der Versuchsreihen dieses Verhältniss annähernd ständig erhalten bleibt, spricht dafür, dass das erhaltene Resultat von Zufälligkeiten unabhängig ist, und eine grössere Versuchsreihe wohl kaum wesentlich verschiedene Resultate ergeben hätte.“ — Weitere an Irren angestellte Versuche lassen es dem Vf. mit Ziehen nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass die Störung des Sensibilitätsgedächtnisses zur Diagnose der Geisteskrankheit bzw. ihres Fortschrittes dienen kann.

5. Heft. Th. Lipps, Zur Lehre von den Gefühlen, insbesondere den ästhetischen Elementargeföhlen. S. 321. Der Vf. polemisiert gegen die Erklärung, welche Wundt von dem Wohlgefallen an der Consonanz, Harmonie, an einfachen räumlichen Gebilden, insbesondere dem goldenen Schnitt gibt. In bezug auf letzteren meint Wundt, der goldene Schnitt habe vor der wohlgefälligen Symmetrie insofern den Vorzug, als er nicht nur jeden Theil, sondern auch das Ganze als Proportionsglied enthält. Witmer fand nun, „dass sich das wohlgefällige Grössenverhältniss dem Verhältniss zwischen dem *Minor* und *Maior* des goldenen Schnittes nirgends so sehr nähert, wie dann, wenn es als Verhältniss

der Seiten eines Rechtecks gegeben ist. Hier nun ist das ‚Ganze‘, d. h. die Summe der Seiten, gar nicht vorhanden, es besteht also für die Wahrnehmung auch nicht die Gleichheit des Verhältnisses zwischen *Minor* und *Maior* einerseits und des Verhältnisses zwischen dem *Maior* und dem Ganzen andererseits.“ Dagegen sucht der Vf. die Wohlgefälligkeit auf ein allgemeineres Gesetz der Lust an räumlichen Formen zurückzuführen. „Ich finde einen solchen allgemeinen Grund in dem Sich-Aufrichten und Sich-Ausbreiten der räumlichen Gebilde, ihrem Sich-Krümmen und Sich-Strecken, Sich-Ausweiten und -Verengen usw., ich finde ihn, genauer gesagt, in den mit diesen und mancherlei anderen Namen bezeichneten räumlichen Verhaltensweisen, Functionen, raumbildenden und formerzeugenden Factoren.“ Auf unseren Fall angewandt, repräsentirt jedes vom Quadrat deutlich unterschiedene Rechteck seinem Hauptcharakter nach das Sich-Aufrichten oder das Sich-Ausdehnen oder Sich-Gehenlassen in die Breite: es „steht“ oder „liegt“. „Zugleich ist im einen Falle mit dem Sich-Aufrichten eine gewisse Ausdehnung in die Breite, im anderen mit dem horizontalen Sich-Ausbreiten ein gewisses Maas der Ausdehnung nach oben verbunden. Und diese Verhaltensweisen oder Functionen stehen, obgleich in ihrer Wirkung, d. h. zunächst in ihrer Richtung durchaus verschieden und selbständig, doch nicht isolirt neben einander, sondern wirken zusammen und geben in ihrem Zusammenwirken dem Rechteck seine einheitliche Form. Ueberall nun, wo dergleichen der Fall ist, d. h. überall, wo an sich eigenartig wirkende, in diesem Sinne selbständige raumbildende Factoren zu einem einheitlichen räumlichen Formganzen zusammenwirken, hat es ästhetischen Werth, wenn einer der Factoren als der herrschende und damit den Grundcharakter des Ganzen eindeutig bestimmende erscheint. Es gewinnt eben dadurch das Ganze das, was man im prägnanten Sinne ‚Charakter‘ nennt. Andererseits verträgt sich damit nicht nur, dass auch der zurücktretende oder sich unterordnende Factor zu entschiedener Geltung komme oder seine Eigenart deutlich verwirkliche, sondern es erscheint uns wünschenswerth, dass er dies in dem Maasse thue, als es jene Forderung der eindeutigen Charakterbestimmtheit erlaubt, in dem Maasse also, als durch sein relatives Hervortreten die Herrschaft jenes herrschenden Factors nicht in Frage gestellt erscheint. . . . Dieses Formgesetz . . . verwirklicht sich beim Rechteck naturgemäss dann, wenn das Sich-Aufrichten oder das in die Breite Sich-Dehnen deutlich überwiegt, wenn also das Rechteck entschieden als ein stehendes oder liegendes erscheint, so entschieden, dass das Stehen oder Liegen als sein Grundcharakter oder als sein eigentliches ‚Wesen‘ erscheint, zugleich aber die andere Art der Ausbreitung die Geltung gewinnt, die sie unter dieser Voraussetzung gewinnen kann. . . . Dieses Rechteck kann nun gar nicht umhin, ein Verhältniss seiner Seiten dem Verhältniss zwischen *Minor* und *Maior*

des goldenen Schnittes sich zu nähern. Wieweit es sich ihm nähert, d. h. bei welcher Form wir den Eindruck sowohl des eindeutigen Charakters, als des unverkümmerten zur Geltung Kommens beider Richtungen am vollkommensten gewinnen, dies lässt sich natürlich nicht *a priori* bestimmen, sondern nur durch die Erfahrung feststellen.“ —

S. Landmann, Der Lasègue'sche Symptomencomplex. S. 362. Die Symptome der Hysterie fasst P. Janet so zusammen: „1. Der Kranke ist unfähig, irgend welche Bewegung an der unästhetischen Seite ohne Beihülfe des Gesichtssinnes auszuführen. 2. Bei gewissen Versuchen kann die mit Hilfe des Gesichtssinns begonnene Bewegung dann ohne diese Hilfe fortgesetzt werden. 3. Die Gesichtsvorstellungen oder selbst die Tastempfindungen können die Gesichtswahrnehmungen ersetzen, vorausgesetzt, dass sie dem Individuum gleich beim Beginne der Bewegung von der Lage des Gliedes Nachricht gaben.“ Während nun Janet die Erscheinungen durch die excessive Zerstretheit der Hysterischen erklären will, glaubt sie Vf. durch die in seinem Werke: „Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in Einem Individuum“ entwickelte Theorie über die Gehirnthätigkeit als nothwendige Folge der Anästhesie ansehen zu können. Er fügt noch einige andere Symptome hinzu: „Eine Gehörsvorstellung kann bei einer Hysterischen von der entsprechenden Gesichtsvorstellung einer Bewegung getrennt und dafür mit der Gesichtsvorstellung einer anderen Bewegung verbunden sein. Eine Gehörsvorstellung kann von der entsprechenden Bewegungsvorstellung getrennt und dafür mit der entgegengesetzten verbunden sein.“ — **A. König, Ueber die Anzahl der unterscheidbaren Spectralfarben und Helligkeitsstufen. S. 375.** Normale Trichromaten unterscheiden ca. 160 Farbentöne im Spectrum. Helligkeitsstufen gibt es ungefähr 660.

2] Philosophische Studien. Von W. Wundt. Leipzig, Engelmann. 1894. X. Bd.

4. Heft. W. Wundt, Zur Beurtheilung der zusammengesetzten Reactionen. S. 485. Bei einfachen Reactionen handelt es sich darum, die Zeitdauer zu bestimmen, welche zwischen einem Eindruck und dessen Bewusstwerden, d. h. der Reaction auf denselben verstreicht. Soll nicht nur die Zeit einer einfachen Empfindungsdauer, sondern einer Erkennung, einer Unterscheidung, einer Wahl nach der Empfindung bestimmt werden, so geschieht dies durch die s. g. zusammengesetzten Reactionen. Ueber die Genauigkeit solcher Reactionen, insbesondere gegen die Messung der „Wahlzeit“ sind mannigfache Einwendungen erhoben worden. Wundt gesteht nun sogleich ein, dass die psycho-physischen Messungsergebnisse nicht die Genauigkeit physikalischer Formeln besitzen, sondern „typische Verlaufsformen“ der Vorgänge darstellen. „Dass insbesondere der Wahlact ein besonderer Vorgang ist, was die Leugner der Freiheit des

Willens und dieses selbst bestreiten, kann W. aus klarster Selbstbeobachtung behaupten. Seine Apperceptionslehre hat ihn nicht zur Annahme derselben bestimmt, sondern umgekehrt die Beobachtung ist ihm Grundlage der Apperceptionstheorie geworden. — **E. Kräpelin und J. Merkel, Beobachtungen bei zusammengesetzten Reactionen. S. 499.** Bestätigen die vorausgehenden Bemerkungen W.'s. — **J. Merkel, Die Abhängigkeit zwischen Reiz und Empfindung. S. 507.** „Zeigten die Ergebnisse der neueren Versuche, bei welchen die Nachwirkung eliminirt wurde und die Contrastwirkung jedenfalls verschwindend klein war, die Proportionalität zwischen Reiz und Empfindung, so sind auch die vorliegenden durch jene Einflüsse getrüben Ergebnisse der früheren Versuche weit davon entfernt, die logarithmische Abhängigkeit zu bestätigen.“ „Jedenfalls zeigen aber auch die Versuche über die Licht- und Druckempfindungen, dass an eine logarithmische Abhängigkeit zwischen Reiz- und Empfindungsschätzung nicht gedacht werden kann, dass vielmehr die Formel $E = R^\varepsilon$ gilt, in welcher ε bei den Lichtversuchen je nach den Verhältnissen der Grenzreize variable Werthe hat, bei den Gewichtsversuchen nahezu denselben Mittelwerth (0,67) wie bei den neueren Schallversuchen (0,65).“ — **Fr. Kiesow, Beiträge zur physiologischen Psychologie des Geschmackssinnes. S. 523.** Die vier Geschmacksqualitäten, des Salzigen, Süssen, Sauerer und Bitteren lassen hinsichtlich ihrer specifischen Eigenschaften keine Variationen zu, sondern werden nur intensiv verschieden empfunden, darum fasst man sie als Grundempfindungen des Geschmackssinnes auf. Die grosse Mannigfaltigkeit der Geschmäcke rührt von beigemischten Geruchs- und Tastempfindungen her. Die s. g. aromatischen Geschmäcke hängen mehr vom Geruch als vom Geschmack ab. Lässt man eine Versuchsperson die Augen schliessen und die Nase zuhalten, sodass weder ein aufsteigender noch absteigender Luftstrom die Riechfläche passiren kann, und streut man dann eine Messerspitze gepulverten Zimmets auf die Zunge, so erklärt sie, es schmecke wie Mehl (Tastempfindung), etwas süss. Unter gleichen Bedingungen hat man von den aromatisch schmeckenden Erdbeeren nur eine Tast- und Temperaturempfindung, Vanille im Thee wird gar nicht erkannt. Es gibt überhaupt gar keine reinen Geschmacksempfindungen, die Untersuchungen des Vf.'s ergaben, „dass alle unsere Geschmackseindrücke von Tastsensationen begleitet sind. Die Verhältnisse gestalten sich jedoch nach den verschiedenen Geschmacksqualitäten verschieden. Am ausgeprägtesten tritt die Tastempfindung als Begleiterscheinung des Sauerer auf. Sie kündigt sich hier schon unterhalb der Geschmacksschwelle als schwach adstringirend an und begleitet sodann die Geschmacksempfindung eine weite Strecke, bis sie allmählich in eine brennende Empfindung übergeht. Die letztere wächst mit jeder Concentrationsstufe und wird endlich zur Schmerzempfindung,

so dass der Geschmackseindruck ganz zurücktritt. . . . Beim Salzigen tritt die Tastempfindung erst diesseits der Geschmacksschwelle als schwach brennende Begleitempfindung auf. Dieselbe nimmt ebenfalls mit jeder folgenden Geschmacksstufe zu, dominirt jedoch niemals in gleichem Grade wie beim Sauerem, sodass sie eine durch concentrirtere Lösung hervorgerufene Geschmacksempfindung nicht ganz zu übertönen vermag. Aber auch die Empfindungen des Süssen und Bitteren sind mit Tasteindrücken verbunden. Bestimmt man z. B. die Schwelle für Süss durch Lösungen von Rohrzucker, so hat man noch, bevor der Geschmackseindruck zum Vorschein kommt, um die Schwelle herum eine Empfindung des Glatten und Weichlichen. Diese Erscheinungen sind zweifellos Tastsensationen. Auf einer weiteren Strecke werden dieselben von der Geschmacksempfindung übertönt, treten aber auf höheren Stufen wieder deutlich hervor. So habe ich bei 40procentiger Rohrzuckerlösung neben der intensiv süssen Geschmacksempfindung zugleich den Tasteindruck des Gleitenden und Schlüpfrigen, ähnlich dem, den man beim Geniessen von flüssigem Honig oder Syrup hat. . . . Beim Bitteren sind die Schwellenwerthe deutlich von einer Sensation des Fettigen begleitet. Die Geschmacksempfindung überwiegt aber bald so sehr, dass reines Chinin, wenigstens bei mir, keine weiteren Tastempfindungen hervorruft. Anders ist es bei schwefel- oder salzsauerem Chinin. Hier hat man auf höheren Stufen wieder eine deutliche, mehr oder weniger brennende Empfindung. . . .“ Ausser den vier allgemein anerkannten Geschmacksqualitäten, wird von Manchen noch eine fünfte, der alkalische (Laugen-) Geschmack angenommen. Andere wollen ihn gar nicht als Geschmacks-, sondern als Tastempfindung oder doch als beides zusammen gelten lassen. „Zweifels- ohne ist er mit Tasteindrücken, denen sich wohl auch Geruchsempfindungen zugesellen mögen, verbunden, im übrigen ist es jedoch nicht leicht, ihn qualitativ zu bestimmen. Dies ergibt sich schon daraus, dass man einigermaassen in Verlegenheit geräth, wenn man ihn näher definiren soll. Subjectiv ist das Alkalische neben dem deutlich wahrnehmbaren Tasteindruck auch für den Geschmack so eigenartig, dass er keinem der vier übrigen Geschmäcke zugerechnet wird. Man muss diesen Eindruck wie die übrigen Geschmäcke selbst empfunden haben, wenn man ihn einem Anderen verständlich machen will. . . . Am meisten ist man geneigt, denselben dem Salzigen zu vergleichen, aber die beiden Empfindungen lassen sich doch wieder nicht ohne weiteres identificiren. Zu- weilen ist neben dem eigenthümlich und schwach Salzigen eine Tendenz zum Süsslichen vorhanden. Es ist möglich, dass vorzugsweise diese beiden Empfindungen zusammen mit dem Aetzenden des Tasteindrucks die Wirkung erzeugen, die wir als alkalisch oder laugig zu bezeichnen gewohnt sind. Es gibt demnach in dieser ganzen Frage nur zwei Möglichkeiten: „Entweder ist das Alkalische keine besondere Geschmacks-

empfindung neben den übrigen vieren, dann aber müssen diese Eindrücke alle oder zum Theil in ihm enthalten sein, oder dies ist nicht der Fall, dann aber ist das Laugenhafte unabweisbar eine fünfte Qualität.“ Wundt nimmt es als letzteres. Auf dem Gebiete der Geschmacksempfindungen bestehen nicht minder Contrastwirkungen wie auf anderen Sinnesgebieten. Schon die tägliche Erfahrung lehrt dies und Vf. hat dieselben sehr eingehend nachgewiesen, indem er zeigte, 1^o dass durch Contrast z. B. destillirtes Wasser süß geschmeckt wird, wenn nämlich vorher die Zunge mit Schwefelsäure gereizt war; 2^o ein unterhalb der Schwelle liegender Geschmack kann durch Contrast über die Schwelle gehoben werden; 3^o ein merklicher Geschmack kann auf diese Weise verstärkt werden. — **J. Cohn, Experimentelle Untersuchungen über die Gefühlsbetonung der Farben, Helligkeiten und ihrer Combinationen. S. 562.** „1) Von zwei Nuancen derselben Farbe gefällt die gesättigtere besser. Auch unter einer Reihe verschiedener Farben werden im allgemeinen die gesättigteren bevorzugt. Unter annähernd gleichgesättigten Farben scheint die Bevorzugung auf rein individuellen Neigungen zu beruhen. Nur das Gelb dürfte für die Mehrzahl hinter den anderen Farben zurückstehen, auch wenn es ganz gesättigt ist. . . . 2) Gleiche Wohlgefälligkeit der Componenten vorausgesetzt, ist eine Combination von zwei Farben um so wohlgefälliger, je weiter die Componenten von einander verschieden sind. . . . 3) Zwei farblose Helligkeiten passen um so besser zusammen, je verschiedener sie sind. . . . 4) Combinirt man eine Farbe mit einer farblosen Helligkeit, welche man variirt, oder zwei Farben, von denen man eine in ihrer Helligkeit variirt, so macht sich ebenfalls ein Vorzug des grösseren Helligkeitsunterschiedes vor dem geringeren bemerkbar. . . .“ Als allgemeine Regel ergibt sich daraus, „dass auf dem Gebiete des Gesichtsinnes die möglichst grosse Verschiedenheit an einander grenzender Eindrücke das Wohlgefälligste ist.“ Theoretisch lässt sich dies Wohlgefallen nicht nach Analogie der musikalischen Harmonie und auch nicht allein durch Contrastverhältnisse bestimmen; dies zeigt die Wohlgefälligkeitscurve. Vf. findet den Anfang einer Theorie in dem Satze: „Die Verschiedenheit benachbarter Gesichtsempfindung wirkt um so mehr lusterregend, je grösser sie ist.“ — **A. Wenzel, Beiträge zur Logik der Socialwirthschaftslehre. S. 604.**

3] Revue Néo-Scholastique. Publiée par la Société Philosophique de Louvain. (Directeur: D. Mercier) 1894. 1^{re} Année. 4 Hefte.

D. Mercier, La philosophie néo-scholastique p. 5. Programmartikel der neuen Zeitschrift (ausführlich skizzirt im ‚Phil. Jahrb.‘ 7. Bd. [1894] S. 259 f.) — **J. Forget, Un chapitre inédit de la philosophie d’Avicenne p. 19.** Ibn Sina’s berühmtes „Buch der Theoreme und

Bemerkungen“, vom Vf. früher im arabischen Urtext publicirt¹⁾ enthält als letzte und knappste Schrift des gefeierten Aristotelikers dessen endgültige Ansichten über verschiedene philosophische Fragen. Der vorliegende Aufsatz bringt daraus eine eng an's Original sich anschliessende Uebersetzung des Tractates: „Ueber die irdische [d. h. vegetative, sinnliche und menschliche] und die himmlische Seele“ [das Bewegungsprincip der Himmelskörper]. Zur leichteren Orientirung sind Inhaltsangaben aus dem Commentar Nasir ed-Din et-Tusi's zu der genannten Schrift beigelegt. — **G. Verriest, Des bases physiologiques de la parole rythmée p. 39, 112.** Verschiedene Beobachtungen haben festgestellt, dass jede Bewegungsvorstellung von einer Erregung der motorischen Nerven und einer centrifugalen Nervenwelle begleitet ist, wodurch eine Modification des Tones der die Bewegung selbst ausführenden Muskeln hervorgerufen wird. Das Gleiche gilt bei der Phantasievorstellung der Laute im allgemeinen und der Harmonie der Worte im besonderen, wie sie im Verse und in der gehobenen oratorischen Sprache ihren höchsten Ausdruck findet. Diesen objectiven Eigenschaften entsprechen nämlich in analoger Gesetzmässigkeit die Thätigkeiten des gesammten Stimmapparates. — **M. de Wulf, L'exemplarisme et la théorie de l'illumination spéciale dans la philosophie de Henri de Gand p. 53.** Stöckl, (Gesch. d. Phil. d. M.-A. II, 749) bezeichnet Heinrich von Gent als Vorläufer des Ontologismus; Kleutgen (Philos. d. Vorzeit I. n. 58) stellt denselben in Gegensatz zu den späteren Scholastikern, als habe er die bekannten augustinischen Stellen in ontologistischem Sinne gedeutet. Mit Unrecht. Indessen nimmt Heinrich's Theorie über die Erkenntniss der letzten Gründe der Wahrheit eine mystische Färbung an, da er dieselbe der natürlichen Kraft des Verstandes abspricht und dafür eine besondere, die intellective Potenz erhebende, von der allgemeinen göttlichen Mitwirkung verschiedene Erleuchtung Gottes verlangt. An einigen Stellen nennt er sie jedem Geiste zugänglich, während er an anderen sie der lauterer Seele vorbehalten sein lässt. Mit Unrecht beruft sich der Philosoph von Gent für diese Ansicht auf Augustinus, der weit entfernt ist, den fraglichen Einfluss im Sinne eines *intellectus agens* zu fassen, sowie auch die von ihm angeführten Vernunftgründe der Theorie kein Gewicht verschaffen. — **L. de Lantsheere, Les caractères de la philosophie moderne p. 100.** Absolute Trennung der Philosophie von der Theologie, — Sucht, an Stelle des Alten Neues, d. h. eigene Phantasien zu setzen —, mechanische Welterklärung und als deren Folge Evolutionstheorien, — endlich Bevorzugung der Erkenntnissprobleme: das sind die Hauptzüge der modernen Philosophie. — **J. Halleux, L'idée**

¹⁾ Le Livre des Théorèmes et des Avertissements, publié d'après les mss. de Berlin, de Leyde et d'Oxford, et traduit avec éclaircissements, Première partie: texte arabe. Leyde, Brill 1892.

fondamentale du positivisme et ses conséquences logiques p. 140. — **St. George Mivart, La théorie de Weismann et la philosophie de la nature p. 151.** Ist die natürliche Selection ausser stande, die Mannigfaltigkeit und Schönheit der organischen Natur zu erklären, so dient die darwinistische Theorie in der Fassung, welche ihr Weismann gegeben, der Sache der scholastischen Philosophie. Sie zeigt die Unzulänglichkeit der rein mechanischen Naturauffassung und die Nothwendigkeit der Annahme immanenter Thätigkeitsprincipien in den Organismen. — **D. Nys, Philosophie et sciences dans l'étude du monde inorganique p. 163, 197.** Die Naturerkenntniss, soweit sie durch die exacten Naturwissenschaften vermittelt wird, befriedigt den Menschengeist nicht. Führt ihm die Geologie die Geschichte der Erde vor, so lässt sie ungelöst die Frage: Woher das All? Zeigt die Chemie die einzelnen Körper als Combinationen einer beschränkten Anzahl von Elementen, so vermag sie zum innersten Wesen der Elemente nicht vorzudringen. Beleuchten auch Physik, Mineralogie und Krystallographie die gesetzmässige Ordnung der Thätigkeiten und Erscheinungen der körperlichen Natur, den letzten Weltzweck enthüllen sie dem fragenden Geiste nicht. Hier muss die Philosophie, die Kosmologie einsetzen. — **A. Thiéry, L'adaption selon M. Delboeuf p. 214.** Bekämpft die transformistischen Folgerungen Delboeuf's aus den Beobachtungen bezüglich der verschiedenen Lichtempfindlichkeit der Netzhaut. — **J. Halleux, Le positivisme et l'évolution intellectuelle p. 218.** Eine Wahrheit lässt sich aus den von A. Comte und den Positivisten betonten Thatsachen abnehmen: mit dem Fortschritt der Wissenschaften werden die abergläubischen religiösen Vorstellungen mehr und mehr schwinden; einen endlichen Triumph des positivistischen Gedankens über jede Theologie vermögen sie nicht zu versprechen. — **Ch. Martens, L'origine des contes populaires p. 234, 359.** — **D. Mercier, Du beau dans la nature et dans l'art p. 263, 339.** Bildet einen Auszug aus des Vf.'s soeben erschienenen *Notions d'Ontologie ou de Métaphysique générale.* — **Domet de Vorges, La cosmogonie d'Aristote p. 307.** Eine Untersuchung über den aristotelischen Gottesbegriff. „Nach Aristoteles ist der erste Bewegter nur Zweckursache. . . . Diese Auslegung kann allein die von dem ganzen System geforderte sein, ohne von den herrschenden kosmogonischen Ideen sich zu entfernen.“ Die grossartige Weltauffassung, welche A. zuerst durch Hervorkehrung des Zweckprincips gibt, liess die in mehr als einer Hinsicht haltlosen Grundlagen übersehen. — **C. de la Vallée Poussin, La cristallographie p. 322.** — **J. de Coster, Qu'est-ce que la pensée p. 349.** Jeder Versuch, den Gedanken auf einfachere Elemente zurückzuführen (Cabanis, Vogt, Moleschott) erweist sich als vergeblich. — **J. Forget, De l'influence de la philosophie arabe sur la philosophie scolastique p. 385.**

B. Philosophische Aufsätze aus Zeitschriften vermischten Inhalts.

1] Stimmen aus Maria-Laach. Jahrgang 1895. Freiburg, Herder.

2. Heft. A. Lehmkuhl, **Darwinistische Staatslehre.** S. 113.

A. Schäffle trägt unverhohlen in seinem neuesten Werke: „Deutsche Kern- und Zeitfragen“ ein ganz darwinistisches Staatsrecht vor: „Auch die Entwicklung der Socialwelt wird durch den Process eines vielgestaltigen, natürlich züchtenden Kampf um's Dasein, d. h. durch Socialauslese, vermittelt und bedingt. Nur nimmt dieser Process eine ganz andere Gestalt an als in der organischen Welt.“ Denn „die sociale Entwicklung erfolgt in der That, ähnlich wie der Fortschritt in der organischen Schöpfung, auf Grund unaufhörlicher Veränderungen, Anpassungen und Vererbungen durch die Machtentscheidungen des Daseinskampfes. Der Boden ist der sociologischen mit der zoologischen Entwicklungslehre gemein.“ Auch die Principien des Rechts und der Sittlichkeit sind „nicht ewig in dem Sinne, dass sie ursprünglich fertig wären, dass sie in geschichtsloser Weise zur Anerkennung gelangen könnten, aus einer anderen Welt in unser Gewissen hineingerufen“ — „solcher ‚Ewigkeit‘ von Recht und Moral widerspricht die Erfahrung der ganzen Rechts- und Sittengeschichte.“ Darnach unterscheidet er sechs Stufen der Staatsentwicklung: 1. Die Stufe des Völkerschaftszeitalters. 2. Die Stufe des feudalen, ständestaatlichen, ämterstaatlichen Zeitalters. 3. Die Stufe des Bürgerschafts- oder stadtstaatlichen (civitätschen) Zeitalters. 4. Die Stufe des länderstaatlichen oder territorialistischen Zeitalters. 5. Die Stufe der „modernen“, nationalen, volklich-grossstaatlichen Verfassungsbildungen. 6. Der Weltstaat, der in der jetzigen Form bereits einen Ansatz zeige. Mit der socialen Entwicklung und durch sie hat sich auch Recht und Sittlichkeit entwickelt. Dieselben sind ja nichts anderes als „gesellschaftliche, auf Erhaltung des Gemeinwesens und aller integrierender Glieder des letzteren gerichtete Ordnungen der Variations- (Neuerungs-), Anpassungs- (Organisations-), Vererbungs- und Streitvorgänge und Streitergebnisse; als Ordnungen, durch welche die ‚natürliche‘ Socialzuchtwahl immer mehr über die bestimmte Form der natürlichen Auslese emporgehoben und die subjective Tugend, Rechtlichkeit und Sittlichkeit gesellschaftlich unterstützt und befestigt werden.“ — Der Vf. weist in dieser Staats- und Sittenlehre fünf schwere Grundirrhümer nach. — V. Cathrein, **Thierschutz und Humanität.** S. 163. J. Bregenzer's Schrift: „Thier-Ethik“, Darstellung der sittlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Mensch und Thier, Bamberg 1894 wurde vom deutschen Thierschutzverein preisgekrönt und herausgegeben;

sie stellt also die Anschauungen einer grossen Zahl Gebildeter dar: dieselben wollen den Humanitätsgedanken auch auf die Thiere, als unsere nachgeborenen, wesensgleichen Brüder ausdehnen. „Für den Christen der Gegenwart und Zukunft, sagt Br., besteht die echte Nachfolge Christi darin, dass er, wie einst Gott zu ihm herniederstieg, zum Thier hinabsteigt, um es aus seinem Elend zu erlösen.“ Das ist ganz consequent in Br.'s Psychologie: „Es ist ebenso überflüssig als unrichtig, das Leben dualistisch in zwei Substanzen oder Principien, Leib und Seele oder Körper und Geist zu spalten. Das Leben kommt nur Individuen zu. Es besteht in einem mechanisch-chemischen Process, d. h. in einer immerwährenden Vervielfältigung der Lebenselemente einer Pflanze oder eines Thieres.“ „Die einheitliche Auffassung des Lebens ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Früher zerlegte man den Menschen in Leib und Seele, Körper und Geist, . . . dem Thiere wurde nur ein leiblich-sinnliches Dasein zugeschrieben, das entweder keine individuelle Seele oder nur ein unvollkommenes Analogon derselben besass. Die substantielle Seelentheorie bildet offenbar ein Erbstück des uralten Aminismus, womit sich ihre Zähigkeit zur Genüge erklärt; als kräftige Stützen dienen praktisch-religiöse Postulate, wie Willensfreiheit, Unsterblichkeit, Gotteskindschaft. Ueber die wissenschaftliche Unhaltbarkeit jener mystisch-phantastischen Auffassung brauche ich kein Wort zu verlieren.“ Das sind „die wissenschaftlichen Grundlagen“ der „Thier-Ethik.“ Dagegen „fehlt im allgemeinen den Thieren nicht der Verstand, d. h. die Fähigkeit, zu schliessen. . . Die Existenz von Gefühl, Willen und Bewusstsein ergibt als nothwendiges Product ein gewisses Maas von Erkenntnissvermögen; ein solches muss schon niederen Thieren zugeschrieben werden, z. B. den Schirmquellen; die Kephelopoden besitzen schon verhältnissmässig grosse Intelligenz; diejenige der höheren Thiere . . . ist allbekannt.“ „Das Selbstbewusstsein wird vielfach als Alleinbesitz der Menschenseele betrachtet. Mit Unrecht. Tausende von Beispielen lehren, dass die den höheren Thieren angehörenden Individuen . . . mit annähernd derselben ‚Willensfreiheit‘ wie die Naturmenschen handeln.“ Darnach ist es selbstverständlich, „dass Sittlichkeit und Recht allen gesellig lebenden Thieren zukommt.“ Dieselben erweisen sich ja „Freundschaftsdienste, es gibt sogar Freundschaftsbündnisse“ zwischen Rhinocerossen, Krokodilen einerseits und kleinen ihnen nützlichen Vögeln andererseits. Insbesondere findet man bei den Hausthieren gegenüber den Menschen „Liebe, Gehorsam, Treue, Sanftmuth und viele andere Tugenden“; selbst „Pflichtgefühl“, „Gewissen“ und „Schamgefühl“. „Neben der Sittlichkeit im engeren Sinne muss den Thieren auch eine Art von Rechtsproduction zugestanden werden, deren Triebkräfte im Rechtsgefühl und Rechtstrieb wurzeln.“ „Die oft selbstbewusste Zucht und Strafausübung“ des Leithieres gegen die ihm untergeordneten Heerdenthierc „beruht haupt-

sächlich auf Rechtsgefühl“. „Das Thierrecht ist zum grössten Theil Strafrecht, das in Familienzucht und öffentliches Strafrecht zerfällt.“ Selbst „das internationale Strafrecht“ fehlt nicht. „Hunde, Hammel . . . sah man als Schiedsrichter über andere Thiere auftreten.“ — Doch genug des Unsinnns.

2] Natur und Offenbarung. Münster, Aschendorff. 1895. 41. Bd.

2. Heft. E. Wasmann, Darwinismus und Socialdemokratie.

S. 97. H. E. Ziegler hat versucht, die Socialdemokratie, welche sich an die Rockschösse der Darwinisten hängt, abzuschütteln, aber umsonst. „Wenn wir z. B. die Beweise untersuchen, welche Z. für die monogame Ehe gegenüber den socialistischen Auffassungen anführt, so finden wir, dass diejenigen, die wirklich beweiskräftig sind, mit dem Darwinismus gar nichts zu thun haben, sondern rein psychologischer, ethnologischer oder zoologischer Natur sind. Wo er aber als Darwinist spricht und aus der Monogamie der höchsten Affen, der Anthropoiden schliesst, dass auch für den Menschen eine dauernde Monogamie das ursprüngliche und naturgemässe Verhältniss sei, kann seine Beweisführung nur als *argumentum ad hominem* gegenüber den Socialisten Werth haben. Aber die Kraft dieses Argumentes wird dadurch abgeschwächt, dass er selbst auf darwinistischem Standpunkte steht. Wer mit den Socialdemokraten darin übereinstimmt, dass der Mensch nichts mehr sei als ein höher entwickeltes Thier, und dass die ganze sociale Weltordnung sich blos aus den Instincten der höheren Säugethiere entwickelt habe, der hat das Recht aufgegeben, von ‚Sittlichkeit‘ überhaupt noch zu reden; denn das einzige darwinistische Sittengesetz lautet: vollständige Befriedigung aller sinnlichen Triebe, die ja alle ‚naturgemäss‘ sind. Gefällt es dem *homo sapiens* besser, sie auf andere Weise zu befriedigen, als der monogame Gorilla oder der Schimpanse, so wird die darwinistische Ethik vergeblich dagegen protestiren. Oder glaubt Herr Ziegler vielleicht im Ernst, die entwicklungstheoretischen Sittlichkeitsmotive könnten ein wirksames Gegengewicht gegen die Zügellosigkeit der menschlichen Leidenschaften bilden? Sollte vielleicht der Gedanke, dass der Mensch von einer wahrscheinlich in monogamer Ehe gelebt habenden Säugethierfamilie abstammt, die nöthige Kraft besitzen, um die Heiligkeit der Ehe und die Festigkeit, die das christliche Sittengesetz ihr verleiht, zu ersetzen? Eher könnte man Löwen in papierne Käfige sperren, als durch derartige ‚Gegenvorstellungen‘ die menschlichen Leidenschaften in den Schranken der Sittlichkeit halten.“ „Wenn man Ziegler’s wohlgemeinte, naturwissenschaftliche Kritik der socialistischen Theorie von dieser Seite betrachtet, so ist sie trotz mancher Vorzüge und gelungener Einzelausführungen schliesslich eine traurige Bankerotterklärung des Darwinis-

mus gegenüber dem Socialismus. Eine *anima naturaliter christiana*, die sich darwinistisch nennt, sucht in den Naturwissenschaften und in den Schriften Darwin's ängstlich nach Gründen dafür, dass man trotz des Darwinismus noch ein anständiger Mensch sein müsse. . . . Das monistische Neuheidenthum hat (die christliche Weltanschauung) preisgegeben, und wehrt sich nun mit Luftstreichern gegen die Consequenzen, die von seinen eigenen Geisteskindern daraus gezogen werden. Ist das nicht ein trauriges Schauspiel? Wird man daraus nicht die Lehre ziehen, dass der darwinistische Monismus als Weltanschauung wie als Naturerklärung unhaltbar ist?"

3] Zeitschrift für katholische Theologie. Innsbruck. 1894.
18. Jahrgang.

B. Rinz S. J., Albrecht Ritschl's Gottesbegriff. S. 1. „1. Verweisung des Gottesbegriffes aus der Metaphysik.“ „2. Die von Ritschl proclamirte Unbeweisbarkeit des R.'schen Gottesbegriffes.“ „3. Die Wesensbestimmung Gottes als Liebesact.“ „4. Das nothwendige Correlat des göttlichen Liebesactes, das Reich Gottes.“ „5. Reich Gottes und Religion.“ „6. Das Reich Gottes als höchstes Gut.“ „7. Der moralische Gottesbeweis.“ „8. Rechtfertigung und Versöhnung.“